

Vera Kaulbarsch

UNTOTENSTÄDTE

periplous

Münchener Studien zur Literaturwissenschaft

herausgegeben von

Tobias Döring, Martin von Koppenfels,
Inka Mülder-Bach und Robert Stockhammer

Wissenschaftlicher Beirat

Paul Fleming, John T. Hamilton, Ulrike Sprenger

Periplous (περίπλους, pl. περίπλοι). Umschiffung, Küstenfahrt, aber auch schriftliche Navigationshilfe, welche Häfen sowie die Richtungen und Entfernungen zwischen diesen auflistet. Die frühesten Exemplare sind für das 5. Jahrhundert v. Chr. bezeugt.

Vera Kaulbarsch

UNTOTENSTÄDTE

Gespenster des Ersten Weltkriegs
in der literarischen Moderne

Wilhelm Fink

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung
des Förderungsfonds Wissenschaft der VG WORT

Umschlagabbildung:
Raoul Hausmann: *Nos Dames de Paris* (1939)
© bpk / CNAC-MNAM / Raoul Hausmann

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne
vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags nicht zulässig.

© 2018 Wilhelm Fink Verlag, ein Imprint der Brill Gruppe
(Koninklijke Brill NV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA;
Brill Asia Pte Ltd, Singapore; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland)

Internet: www.fink.de

Einbandgestaltung: Evelyn Ziegler, München
Herstellung: Brill Deutschland GmbH, Paderborn

ISBN 978-3-7705-6315-9

Meinen Eltern

INHALTSVERZEICHNIS

DANKSAGUNG	11
VORBEMERKUNGEN	13
WAHRNEHMUNGSPARADIGMEN: STADT, FRONT, SÉANCE	
GROSSSTADT UND SCHLACHTFELD	27
Schwäche, Arbeit und Vergnügen (27) – Zusammenstöße (31) – Eisenbahnpathologien (35) – Telegraphennerven und Telefonistinnenhysterie (40) – Schock und Schutzschild (46) – Lärmkrankheiten (54) – <i>Shell Shock</i> (57) – Der unnatürliche Krieg (63) – Züge, Granaten und Geräusche (68) – Zerstückelung und Betäubung (72) – Maschinenkörper (76) – Totalisierung und Mobilmachung (79) – Training der Sinne (83) – „L'automobile c'est la guerre“ (87)	
GESPENSTISCHE UNTERSEITEN DER MODERNE.....	95
Tischrücken im Experimentierzimmer (97) – Medien und Konduktoren (104) – Kriegsgespenster (110) – Graben und Mutterkörper (120) – Untote Soldaten und Spiritismus an der Front (134) – Geisterbeschwörung und Hypnose in der Zwischenkriegszeit (143) – Ausgestülpt und eingeritzt. Séancen mit Thomas Mann und Alfred Döblin (149) – Dämonisches in <i>Jenseits des Lustprinzips</i> (154) – Straßen, Gräben und Passagen (166) – Hölle und Totenstadt (177)	
BERLIN: IM TRANSIT	
1. „DAS SCHLACHTFELD LOCKT, DAS SCHLACHTFELD!“	
ALFRED DÖBLINS <i>BERLIN ALEXANDERPLATZ</i>	187
1.1 Innen und Außen.....	189
1.2 Auf der Straße.....	205
1.3 In der Erde	218
1.4 Schwarze Wasser	232
1.5 Lebt alles weiter.....	241

PARIS: AUF DEM TRÜMMERFELD DER MODERNE

2. „L'EXISTENCE EST AILLEURS.“ SURREALISTISCHE TOPOGRAPHIEN	259
2.1 Die Surrealisten schießen in die Menge	259
2.2 Automatismus und Hysterie	264
3. MYTHOLOGIE DES VERFALLS. LOUIS ARAGONS <i>LE PAYSAN DE PARIS</i>	277
3.1 Trümmer und Körperteile	277
3.2 Mèr(e)	293
3.3 Steinerne Leichen	309
4. PROPHEZIE DER HEIMSUCHUNG. ANDRÉ BRETONS <i>NADJA</i>	317
4.1 Wer bin ich?	317
4.2 Gespensterlandschaft	324
4.3 Hellsehen	335
4.4 Konvulsives Zerfließen	345

LONDON: CITY OF DREADFUL NIGHT

5. ZURÜCK AN DIE OBERFLÄCHE: H.D.S <i>BID ME TO LIVE</i> (<i>A MADRIGAL</i>)	353
5.1 Wiedergänger und Totgeburt	354
5.2 Verschüttung und Untergrund	368
5.3 Muttersprache	387
ZUKÜNFTIGES	399
LITERATURVERZEICHNIS	403
ABBILDUNGSNACHWEISE	429
NAMENSREGISTER	431

ANMERKUNGEN ZUR ZITIERWEISE

Die verwendeten Siglen werden im Literaturverzeichnis nachgewiesen.

Deutsche, französische und englische Texte werden im Original zitiert. In wenigen Ausnahmefällen musste auf eine Übersetzung zurückgegriffen werden, wenn das Original nicht zugänglich war. Wenn keine deutsche Übersetzung zugänglich war, wurde auf eine englische Übersetzung zurückgegriffen.

DANKSAGUNG

Der vorliegende Band wurde im Sommersemester 2016 an der Ludwig-Maximilians-Universität München als Dissertation angenommen.

Mein besonderer Dank gilt Martin von Koppenfels, der diese Arbeit von Anfang an unterstützt und gefördert hat und der an allen Punkten des Schreibprozesses ein großer Rückhalt war. Ebenso danke ich Annette Keck für ihre Kritik und ihre Anregungen sowie den guten Austausch auch jenseits der Wissenschaft. Tobias Döring danke ich für die vielen erhellenden Gespräche, die genauen Lektüren und sein großes persönliches Engagement für dieses Projekt.

Der Münchener Promotionsstudiengang Literaturwissenschaft hat nicht nur die finanziellen Rahmenbedingungen für das Entstehen der Arbeit geschaffen, sondern mir durch den ungemein fruchtbaren kollegialen Austausch auch wichtige inhaltliche Impulse gegeben. Für die vielen guten Gespräche, unzähligen Lektürehinweise und die freundschaftliche Unterstützung danke ich Sandra Fluhrer, Rebekka Schnell, Annalisa Fischer und Andrea Erwig. Meinen Kolleginnen am Institut für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft, Johanna Schumm und Jenny Willner, danke ich für zahllose Ratschläge, Hinweise und ihre herzliche Unterstützung im akademischen Betrieb.

Mein Dank gilt außerdem den Herausgebern Tobias Döring, Martin von Koppenfels, Inka Mülder-Bach und Robert Stockhammer für die Aufnahme in die Reihe *periplous*. Verbunden bin ich weiterhin dem GraduateCenter der LMU für die wichtige finanzielle Unterstützung in der Abschlussphase der Dissertation sowie der VG Wort für die Übernahme der Druckkosten.

Meine Eltern haben mich stets in jeglicher Hinsicht unterstützt, mir geholfen und mich ermuntert – ihnen gilt mein besonderer Dank und ihnen sei deswegen diese Arbeit gewidmet. Meine Schwester hat das Projekt stets mit warmer Aufmerksamkeit verfolgt und aus der Ferne bestärkt. Zusätzlich zu dem nie abreißen Interesse an meiner Arbeit sei außerdem meiner Mutter für die genaue Korrektur des Manuskriptes gedankt. Schließlich danke ich Sebastian Thede für seine unbedingte Unterstützung, die sich in jede Seite eingeschrieben hat.

VORBEMERKUNGEN

Unreal City,
Under the brown fog of a winter dawn,
A crowd flowed over London Bridge, so many,
I had not thought death had undone so many.

T.S. Eliot: *The Waste Land* (1922)

Der Versuch, den Tod nicht als eindeutige Grenze des menschlichen Erlebens zu begreifen, ist in der Geschichte des Denkens immer wieder unternommen worden. Im 20. Jahrhundert seien alleine Maurice Blanchot und Jacques Lacan als Beispiele für Denker herausgegriffen, die einen ambivalenteren Begriff des Todes konzeptualisieren – den *anderen* Tod im Fall Blanchots¹ oder einen Zustand Zwischen-zwei-Toden im Fall Lacans.²

Weniger eindeutig auf eine philosophie- oder denkgeschichtliche Genealogie festlegbar kommt dabei das oder der Untote daher. An die Seite gestellt sind ihm so unterschiedliche Begriffe wie Wiedergänger, *revenant* im Englischen oder Französischen oder einfach Gespenst. Die allgemeine Tendenz, sich zunächst mit dem Griff zum Wörterbuch darüber zu versichern worüber hier eigentlich geredet wird,³ illustriert eindrücklich die fehlende Klarheit der Begriffe. Hinzu kommt die Unsicherheit bezüglich der Diskurse: Geht es um die Gespenstergeschichte, die sich literaturhistorisch und genretheoretisch einordnen lässt? Ist das Gespenst vielmehr auf motivischer Ebene zu suchen und demnach als Figur gar nicht mehr klar im Text verbürgt? Oder stehen historische Überlegungen im Vordergrund, da dem Untoten ja nun nicht nur literarische Existenzen zuge-

1 Vgl. u.a. Maurice Blanchot: „La littérature et le droit à la mort“ in ders.: *La part du feu*, Paris: Gallimard 1949, S. 293–331.

2 Vgl. Jacques Lacan: *Le séminaire: Livre VII. L'éthique de la psychanalyse, 1959–1960*, hg. v. Jacques-Alain Miller Paris: Seuil 1986.

3 Die Nähe des Untoten zum Unheimlichen zeigt schon der *locus classicus* dieses Phänomens an, nämlich Freuds Wörterbucharbeit in *Das Unheimliche*. Zwei weitere – sehr erhellende – Aufsätze seien außerdem genannt: Lawrence Kramer: „Revenants: Masculine Thresholds in Schubert, James, and Freud“ in *Modern Language Quarterly* 57:3 (1996), S. 449 u. Monika Schmitz-Emans: „Gespenstische Rede“ in Moritz Baßler, Bettina Gruber u. Martina Wagner-Egelhaaf (Hg.): *Gespenster. Erscheinungen – Medien – Theorien*, Würzburg: Königshausen & Neumann 2005, S. 229–30.

sprochen werden können? Wird an das Gespenstische geglaubt oder werden nur diskursive Effekte verhandelt? „*How real is it?*“⁴

Dieses Buch beschäftigt sich mit einem Zeitraum, dem frühen 20. Jahrhundert, zu dem die Beantwortung dieser Frage scheinbar leicht sein müsste. Stattdessen wölbt sich eine Zone der Ungewissheit in Bezug auf Fragen von Leben und Tod gerade über die Jahre zwischen den Weltkriegen. Warum das so ist und wie sich literarische Texte dazu verhalten, ist eine Frage, die es zu beantworten gilt. Die Orte, an die ich diese Überlegungen knüpfe, sind die drei großen europäischen Metropolen (Berlin, Paris, London); der historische Rahmen ist die Zeit nach dem Krieg. Die These lautet, dass sich der traumatisch besetzte Körper mithilfe der Figur des Untoten beschreiben lässt und dass sich diese Annahme auch über eine Geschichte der Nähe zu Maschinen erzählen lässt. So überschneidet sich das Untote als Beschreibungsfigur und Motiv mit den historischen Parametern des ersten industrialisierten Krieges. Dabei ergibt sich die Überlappung von mehreren Gebieten und Ansatzpunkten: Die Geschichte der traumatischen Störung in Psychiatrie und Psychoanalyse, die Diskurse der Großstadt, die Geschichte der Technisierung und der industriellen Arbeit, und schließlich die Geschichte von Spiritismus und Okkultismus, die in der Zwischenkriegszeit eine letzte Hochkonjunktur verzeichnet. Meine Darstellung von Technisierung zielt dabei nicht nur darauf ab, die Verwobenheit von Maschine und Trauma zu skizzieren, sondern auch den Diskurs einer ‚seelenlosen‘ Moderne in Anschlag zu bringen, der sich mit Vorstellungen des Unheimlichen verzahnt.

Aber zunächst sei auch von mir kurz nach dem Wort gefragt. Die deutsche Sprache springt im Fall des ‚Untoten‘ hilfreich zur Seite: Denn die Vorsilbe ‚un‘ weist nicht nur auf die Nähe zum ‚Unheimlichen‘, sondern erlaubt auch eine Situierung *vis à vis* der Verneinung. ‚Un‘ funktioniert als die Markierung einer insistierenden Absenz. Indem sie nicht nur negierend, sondern auch improbativ funktioniert, lässt sie einen Zwischenraum aufscheinen, der sich nicht auf das aufgerufene Gegenteil reduzieren lässt.⁵ Der Begriff des Untoten spannt sich auf zwischen zwei Polen: Leben und Tod. Dabei besteht der spezifische Widerspruch des Wortes in der Verwischung der Grenzen dieser Begriffe, auf die es sich doch eigentlich beruft.

Vom Leben aus gesehen handelt es sich beim ‚Untoten‘ um eine doppelte Verneinung, die doch nicht seine Bejahung ist, sondern die Grenze von Leben und Tod verdoppelt. [...] Der Untote, der mit seinem Gegensatz unheimlich zusammen-

4 Moritz Baßler, Bettina Gruber u. Martina Wagner-Egelhaaf: „Einleitung“ in dies. (Hg.): *Gespenster*, S. 10.

5 Vgl. Robert Stockhammer: „Zur Theorie der Gespenster oder die Un-Logik der Literatur“ in Mario Grizelj (Hg.): *Der Schauer(roman). Diskurszusammenhänge. Funktionen. Formen*, Würzburg: Königshausen & Neumann 2010, S. 28–30.

fällt, bewohnt einen ‚Zwischenraum‘, den es nicht gibt [...]. Er markiert ‚das abweichen von der rechten art‘ des Toten.⁶

Wenn nun in dieser Studie das Wort ‚Untotenstadt‘ in Anschlag gebracht wird, so soll griffig die Idee eines solchen Zwischenraums angezeigt und in einen produktiven Bezug zu Darstellungen und Diskursen von Berlin, Paris und London gesetzt werden. Die Texte, mit denen ich mich beschäftige – Alfred Döblins *Berlin Alexanderplatz* (1929), Louis Aragons *Le paysan de Paris* (1926), André Bretons *Nadja* (1928/1962)⁷ und H.D.s *Bid Me to Live* (1939/1960) – werden demnach nicht als Texte *über* Städte gelesen. Vielmehr wird in meinen Lektüren ausgelotet, inwiefern sich diese Werke in einem vielfältigen Beziehungsgeflecht verorten, dessen Überkreuzungen unterschiedliche Ideen über eine Stadt aufscheinen lassen. Der diskurshistorische Teil des Buches soll dabei unter anderem verdeutlichen, aus welchen Bestandteilen sich diese Ideen der Metropole am Anfang des 20. Jahrhunderts zusammensetzen. In diesem Sinne sind die Lektüren der literarischen Texte und der ideengeschichtliche Referenzrahmen miteinander verzahnt und gerade nicht dadurch getrennt, dass diesem Teil der Studie eine objektivere Bezugnahme auf die ‚wirklichen‘ Städte unterstellt wird.

Dabei dient die Formulierung T.S. Eliots aus dem *Waste Land*, die London als „Unreal City“ rahmt, als ein motivischer Leitfaden. Die unheimlichen Straßenzüge eines dämonischen Paris, die sich in dieser Darstellung durchpausen – der Baudelaire'sche Passant, der „en plein jour“⁸ im schockartigen Zusammenstoß auf ein Gespenst trifft – lassen bereits eine grundlegende Konstellation erahnen, welche im Schreiben über die Metropolen des frühen 20. Jahrhunderts auf besondere Weise virulent wird. Auf der Straße oder auf der Brücke auf Untote zu treffen transformiert den städtischen Raum in ein Zwischenreich. Nicht nur die Identität der anonymen Stadtbewohner wird dabei in Zweifel gezogen, sondern die Stadt selbst verliert ihre sicheren Bezugspunkte. Hinzu kommt der Schock des Zusammenpralls, den Walter Benjamin aus seinen Baudelaire-Lektüren herausfiltert und der den Index der Nervosität über diese Gespenstervision legt. Somit ist die Beunruhigung, die in dieser „cité pleine de rêves“⁹ arbeitet, auch bei dem Körper des Städtebewohners angelangt. Der untote Passant deutet nicht nur auf eine Durchlässigkeit zwischen Leben und Tod, einer wirklichen oder unwirklichen Stadt. Er lässt sich als ein Zeichen für eine Grenzüberschreitung lesen, die in diesem Buch immer wieder mit traumatischen Zusammenstößen in Verbindung gebracht wird. Über diese Gelenkstelle ergibt sich nun die Möglichkeit, einen Großstadtdiskurs, der auch mit Nervosität und Hysterie zu

6 Ebd., S. 30.

7 Breton gab 1962 eine überarbeitete Version von *Nadja* heraus.

8 Eliots Anmerkung lautet: „Cf. Baudelaire: ‚Fourmillante cité, cité pleine de rêves, / Où le spectre en plein jour raccroche le passant.‘“ T.S. Eliot: „Notes“ in ders.: *The Waste Land*, hg. v. Michael North, New York u. London: Norton 2001, S. 22.

9 Ebd.

tun hat, mit dem Ersten Weltkrieg zu verbinden, der eine neue Intensität in die Geschichte von Trauma und Moderne einführt.

Aber was in den feurigen Traumlandschaften des Krieges göltig war, das ist auch in der Wachheit des modernen Lebens nicht tot. Wir schreiten über gläsernen Böden dahin, und ununterbrochen steigen die Träume zu uns empor, sie fassen unsere Städte wie steinerne Inseln ein und dringen auch in den kältesten ihrer Bezirke vor. Nichts ist wirklich, und doch ist alles Ausdruck der Wirklichkeit.¹⁰

Die Glasböden, durch welche die Träume dringen, weisen auf eine Zerbrechlichkeit, die Jünger wohl eher nicht für seinen Körper reklamiert hätte. Doch seine Vision der Unwirklichkeit des Krieges, die sich in die Stadtlandschaft fortsetzt, soll leitmotivisch auch in die Vorstellung von gläsernen Körpern weitergesponnen werden. Der Untote, der von der ‚rechten art‘ des Toten abweicht, ist besonders geeignet, um diese Form der Transparenz zu verdeutlichen. Denn die Widersprüchlichkeit, die sich im Bewohnen eines unmöglichen Zwischenraums artikuliert, lässt als Figur eine Gleichzeitigkeit denken, die das Vorhandensein einer Grenze und ihre Überschreitung gleichermaßen mit einschließt. Die Verdoppelung der Grenze bzw. „Negation der Negation“¹¹ deutet dabei auf eine Verunsicherung der Zuordnung von Innen und Außen, die sich als ein Grundmoment des Traumatischen verstehen lässt. Die Freud'sche Entdeckung der Struktur der Nachträglichkeit formalisiert eine solche Verunsicherung. Wie Laplanche und Pontalis treffend zusammenfassen, verortet sich die ‚Entstehung‘ des Traumas „dans le souvenir de l'événement premier, événement du dehors mué en événement du dedans, ‚corps étranger‘ interne qui cette fois fait irruption du sein même du sujet.“¹² In dieser Konzeption des Traumatischen, die sich auch in dem Lacan'schen Begriff der „extimité“¹³ wiederfindet, begegnet eine paradoxe Umstülpung des Eigenen ins Fremde, des Fremden ins Eigene, welche eine Ortlosigkeit produziert, die einen möglichen Anschluss an die Heimsuchungen des Untoten aufscheinen lässt. Auch der Untote ist weniger ein Eindringling in die Welt der Lebenden, als der unheimliche Doppelgänger all derjenigen, die sich noch im Leben wännen. Er trägt die Verunsicherung über diese Differenz in das Gebiet der vermeintlich klar abgesteckten Gegensätze. Mit der Wortschöpfung meines Titels sollen so auch Gebiete der Heimsuchung verstanden werden, in denen sich die Ambivalenz des traumatisch besetzten Körpers niedergeschlagen hat.

10 Ernst Jünger: „Das abenteuerliche Herz. Erste Fassung, Aufzeichnungen bei Tag und Nacht“ in ders.: *Sämtliche Werke*, Bd. 9, Stuttgart: Klett-Cotta 1979, S. 148.

11 Carolin Blumenberg, Alexandra Heimes, Erica Weitzman u. Sophie Witt: „Einleitung“ in dies. (Hg.): *Suspensionen. Über das Untote*, München: Fink 2015, S. 15.

12 Jean Laplanche u. J.-B. Pontalis: „Fantasme originaire, fantasmes des origines, origine du fantasme“ in *Les Temps Modernes* 19:215 (1964), S. 1840.

13 Lacan: *Séminaire VII*, S. 167.

Als Knotenpunkt einer solchen Geschichte von Moderne, Trauma und Heim-suchung gestaltet sich die Zeit zwischen den beiden Weltkriegen. Die erstmalig auf breiterer Ebene erkannte Tatsache psychischer Schockwirkungen trägt der Kriegsheimkehrer in die Städte des Kontinents. Diese waren dabei bereits seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts als Ort und Ursache der unterschiedlichen Formen der traumatischen Neurose konzeptualisiert worden. Somit treffen zwei Diskurse – nämlich der Schock des Krieges und die Nervosität des Großstädtlers – aufeinander, die sich in der Nachkriegszeit neu verknüpfen. Wie im ersten Teil dieser Studie verdeutlicht wird, verflechten sich der erste Weltkrieg und die moderne Großstadt auf vielfältige Weise. Die gegenseitige Beleuchtung von Schlachtfeld und Metropole liefert dabei einen Zugang zu den betrachteten Texten, in denen das Ringen um eine Darstellung des modernen Lebens unter anderem vor der Folie der gewaltsamen Zugriffe von Industrialisierung und Technisierung analysiert wird. Dabei wird die Figur des Untoten oder Gespenstes auch als eine motivische Ausdrucksform für diese krisenhafte Körpererfahrung gelesen, für die der Soldat mit *Shell Shock* als eindrucksvollstes Beispiel einsteht.

Um diese Annahme zu stützen werden zwei Gebiete untersucht: Zum einen die überraschende Virulenz einer Motivik des Untoten unter Soldaten. Zum anderen wird das europaweit neu aufgeflammtete Interesse an okkulten und spiritistischen Inhalten nach dem Krieg historisch eingeordnet. Die Beschäftigung mit diesen beiden Phänomenen rückt eine veränderte Begrifflichkeit des Todes und eine fundamentale Verunsicherung gegenüber dem verstümmelten Körper gleichermaßen in den Fokus.¹⁴ Der Tod verliert für die Kriegsteilnehmer, aber auch für die Hinterbliebenen, seine Eindeutigkeit. Er verliert somit seinen Status als absolute Grenze und tritt in den Bereich eines Dazwischen ein, der auch einer gewissen Willkür des Zeichenhaften unterliegt:

Because no corpse ever arrived for memorial service and burial, because – during the war at least – no grave was accessible to receive flowers or epitaph, the days immediately following news of a death were days spent reading about and interpreting death, instead of confronting and commemorating physical evidence of it.¹⁵

Dieses ortlose, oft anonyme Sterben an der Westfront, das sich bei den Zurückgebliebenen in eine nicht zu arretierende Kette von Interpretationen übersetzte, lässt sich auch in den Diskurs der Nachkriegszeit verlängern. Die Westfront mit ihrer speziellen, als städtisch beschriebenen Topographie der Schützengräben, und die vielen verschwundenen, zerstückelten, unidentifizierbaren Körper

14 Vgl. Eric J. Leed: *No Man's Land. Combat & Identity in World War I*, Cambridge: Cambridge University 1979, S. 23.

15 Allyson Booth: *Postcards from the Trenches. Negotiating the Space Between Modernism and the First World War*, New York u. Oxford: Oxford University Press 1996, S. 27.

tauchen immer wieder in den von mir untersuchten literarischen Werken auf: Der Tod, der versehrte Körper und die Gräben drängen auf diffuse Weise in die Darstellung der Großstadt, ohne dabei einen grundlegenden amorphen Charakter zu verlieren. Wie Allyson Booth exemplarisch in ihrer Lektüre des *Waste Land* erklärt: „*The Waste Land* is not about the Great War. The poem makes no statement about the conflict; it takes no position. The war is more insistent than background but too nebulous to qualify as foreground. It is everywhere and nowhere.“¹⁶ Diese fehlende Zentralität in den Texten spiegelt sich dabei zusätzlich in der Liminalität der Grabenlandschaft und der Großstadt gleichermaßen. Der Friedhof mag auf die Metropole übergreifen, wie Norbert Lennartz diagnostiziert hat,¹⁷ dabei gestalten sich beide Räume aber als Schwellenräume ohne klare Abtrennung voneinander.

Im Gegensatz zu diesen Entgrenzungsbewegungen scheinen die Spiritisten und Okkultisten zunächst wenigstens zum Teil eine eher konservative Reaktion auf die Komplexität der Moderne insgesamt, die millionenfachen Verluste im Krieg im Besonderen, zu sein. Aber zum einen ist der Spiritismus auf wesentliche Weise mit den neuen Kommunikationstechnologien verbandelt – und steht somit der Genese des Traumatischen zur Seite, das eng verflochten ist mit der Eisenbahn, dem Telefon, der industriellen Maschine – und zum anderen strahlt das Interesse für Séance und Geisterbeschwörung in die modernistische und avantgardistische Literatur ab, wo es neue Potentiale entfaltet.

Im Hintergrund der von mir ausgewählten Texte steht auch ein Interesse für Okkultes und insbesondere für die Séance. Alfred Döblin nahm an einigen Sitzungen mit dem Medium Eleonara Zugun teil, über die er auch einen kleinen Text verfasste.¹⁸ André Breton und Louis Aragon partizipierten in den frühen zwanziger Jahren an Séancen, die auch mit ihren Experimenten mit magnetischem Schlaf zusammenhingen; viele okkulte Ideen haben sich in den surrealistischen Manifesten und vor allem im Werk Bretons niedergeschlagen.¹⁹ Die amerikanische Schriftstellerin Hilda Doolittle, bekannt als H.D., fand etwas später, nämlich in den dreißiger und frühen vierziger Jahren zum spiritistischen Gedankengut, obwohl ein Interesse an mystischen Ideen bei ihr auch schon vor-

16 Allyson Booth: *Reading The Waste Land from the Bottom Up*, New York: Palgrave Macmillan 2015, S. 15.

17 Vgl. Norbert Lennartz: „Der Friedhof als Ort des Liminalen. Die Friedhofsepisode in James Joyces *Ulysses* im Kontext modernistischer Raumentwürfe“ in Jochen Achilles, Roland Borgards u. Brigitte Burrichter (Hg.): *Liminale Anthropologien. Zwischenzeiten, Schwellenräume, Zwischenräume in Literatur und Philosophie*, Würzburg: Königshausen & Neumann 2012, S. 257–70.

18 Siehe hier die Materialien über den Fall bei Priska Pytlik (Hg.): *Spiritismus und ästhetische Moderne – Berlin und München um 1900. Dokumente und Kommentare*, Tübingen u. Basel: A. Francke 2006, S. 586–640.

19 Für eine Überblicksdarstellung siehe Tessel M. Bauduin: *Surrealism and the Occult. Occultism and Western Esotericism in the Work and Movement of André Breton*, Amsterdam: Amsterdam University Press 2014.

her vorhanden war.²⁰ Weite Teile ihres Werkes lassen sich als Teil eines untergründigen Netzwerkes von okkultem Wissen lesen, wie das Robert Duncan getan hat.²¹ Ab den frühen vierziger Jahren übernahm H.D. eine aktivere Rolle in spiritistischen Gruppen und nahm auch an Séancen teil.²²

Diese grundlegende Offenheit für spiritistische oder okkulte Phänomene überkreuzt sich wiederum mit einem Interesse an Psychoanalyse und einer Rezeption der Texte Freuds. Auch wenn sie Freud teilweise skeptisch gegenüberstanden,²³ verraten alle untersuchten Texte eine gewisse Auseinandersetzung mit psychoanalytischen Ideen, die bei Döblin, Breton und Aragon auch mit einer medizinischen Fachausbildung einherging. Die drei letztgenannten Autoren waren dabei zeitweise als Militärärzte eingesetzt; H.D. hatte u.a. über ihren in Frankreich kämpfenden Mann, Richard Aldington, Kontakt mit dem Kriegsgeschehen und den traumatischen Auswirkungen der Situation an der Front.

Die vielfältigen Überkreuzungen, die sich aus einer Affinität für Psychoanalyse, okkultem oder spiritistischem Gedankengut und einer Anteilnahme an der Problematik von Kriegsgewalt und Trauma ergeben, sind ein zentrales Anliegen dieses Buches. Gerade diese Gemengelage ist in der Forschung noch nicht intensiv behandelt worden. Auch wenn die wichtige Stellung des Okkulten für eine Kultur der Moderne in einigen Studien untersucht worden ist,²⁴ so geht es in diesen Arbeiten nicht konkret um den Kontext der Nachkriegszeit und die Problematik der Kriegsneurosen; die Zeit des großen okkulten Revivals nach dem Krieg rückt meistens nicht mehr gesondert in den Blick. In den Arbeiten über Figuren des Gespenstischen oder Untoten wird die Zwischenkriegszeit eben-

20 Vgl. Rachel Connor: *H.D. and the image*, Manchester u. New York: Manchester University Press 2004, S. 111.

21 Vgl. Robert Duncan: *The H.D. Book*, hg. v. Michael Boughn u. Victor Coleman, Berkeley u. Los Angeles: University of California Press 2011.

22 Vgl. Elizabeth Anderson: *H.D. and Modernist Religious Imagination. Mysticism and Writing*, New York u. London: Bloomsbury 2013, S. 34–35.

23 Döblin, der eine psychiatrische Ausbildung hatte, beschäftigte sich zwar mit der Psychoanalyse, behielt aber immer auch einen kritischen Abstand; Breton hatte eine enttäuschende Begegnung und etwas unglückliche Korrespondenz mit Freud und setzte sich immer wieder mit großer Verve mit den Freud'schen Ideen auseinander; H.D. blieb mit Freud bis zu seinem Tod befreundet, kritisierte aber auch insbesondere seine Konzeptionen von Weiblichkeit. Vgl. Veronika Fuechtner: *Berlin Psychoanalytic. Psychoanalysis and Culture in Weimar Republic Germany and Beyond*, Berkeley u. Los Angeles: University of California Press 2011, S. 20–21; Renate Schlesier: „Drei Visiten. Aus der Geschichte des Verhältnisses von Surrealismus und Psychoanalyse“ in Ortrud Gutjahr (Hg.): *Kulturtheorie*, Würzburg: Königshausen & Neumann 2005 (Freiburger literaturpsychologische Gespräche, Bd. 24), S. 194–211; Connor: *H.D. and the image*, S. 12.

24 Siehe insbes. Leon Surette: *The Birth of Modernism. Ezra Pound, T.S. Eliot, W.B. Yeats and the Occult*, Montreal, Kingston et al.: McGill-Queen's University Press 1993; Roger Luckhurst: *The Invention of Telepathy. 1870–1901*, Oxford: Oxford University Press 2002; Corinna Treitel: *A Science for the Soul. Occultism and the Genesis of the German Modern*, Baltimore u. London: The Johns Hopkins University Press 2004; Alex Owen: *The Place of Enchantment. British Occultism and the Culture of the Modern*, Chicago u. London: The University of Chicago Press 2004.

falls meist ausgespart und diese werden entweder als Phänomene des 19. Jahrhunderts oder aber das späteren 20. Jahrhunderts betrachtet.²⁵ Auch die Studien, die sich speziell mit der Geschichte von Spiritismus und Okkultismus auseinandersetzen, konzentrieren sich zum großen Teil auf die Anfänge der Bewegungen im 19. Jahrhundert.²⁶ In dieser Studie sollen die Fäden dieser zunächst randständig erscheinenden Diskurse sowie die motivische Ausprägung der Figur des Untoten in das Herz einer Auseinandersetzung mit der Gewalt der Moderne verfolgt werden.

Dies: daß die Lindenpassage eine Daseinsform desavouierte, der sie noch angehörte, verlieh ihr die Macht, von der Vergänglichkeit zu zeugen. Sie war das Werk einer Zeit, die mit ihm zugleich einen Vorboten ihres Endes schuf. Früher als anderswo löste sich in der Passage, eben weil sie Passage war, das gerade Hervorgebrachte von den Lebenden ab und ging warm in den Tod ein (daher auch die Passage der Sitz von Castans Panoptikum war). Was wir geerbt hatten und ungebrochen unser eigen nannten – im Durchgang war es wie in einem Schauhaus ausgestellt und zeigte die erloschene Fratze. Wir selber begegneten uns als Gestorbene in dieser Passage wieder.²⁷

In Siegfried Kracauers kleinem Nachruf auf die Lindenpassage in Berlin aus dem Jahr 1930, die seiner Ansicht nach einer modernen Umgestaltung zum Opfer gefallen ist und nun nur mehr an das „Vestibül eines Kaufhauses“²⁸ erinnert, gerät die schummrige Passage zu einem Ort unheimlicher Wiedergänger. Sie selbst erscheint als eine paradoxe Einfaltung in der Zeit, die in der Darstellung der neuen Moden bereits von deren Untergang kündigt. Die Passage verkörpert das Paradigma eines Zwischenraums, der sich listig einnistet in den Strom der Moderne, um dann einen kurzen Schreckmoment zu produzieren, der sich aus der fratzenhaften Verdoppelung speist, die der Zusammenfall des Eigenen mit dem Fremden darstellt.

25 Vgl. bspw. Moritz Baßler, Bettina Gruber u. Martina Wagner-Egelhaaf (Hg.): *Gespenster. Erscheinungen, Medien, Theorien*, Würzburg: Königshausen & Neumann 2005; Blumenberg et al. (Hg.): *Suspensionen*; Thomas Koebner (Hg.): *Gespenster*, München: Text + Kritik 2014; eine Ausnahme bildet Claire Gantet u. Fabrice d'Almeida (Hg.): *Gespenster und Politik. 16. bis 21. Jahrhundert*, München: Fink 2007.

26 Vgl. John Warne Monroe: *Laboratories of Faith. Mesmerism, Spiritism, and Occultism in Modern France*, Ithaca u. London: Cornell University Press 2008; Janet Oppenheim: *The other world. Spiritualism and psychical research in England, 1850–1914*, Cambridge: Cambridge University Press 1985; Diethard Sawicki: *Leben mit den Toten. Geisterglauben und die Entstehung des Spiritismus in Deutschland, 1770–1900*, Paderborn, München et al.: Schöningh 2002.

27 Siegfried Kracauer: „Abschied von der Lindenpassage“ in ders.: *Straßen in Berlin und anderswo*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1964, S. 37.

28 Ebd.

Nicht umsonst wird von Kracauer das Castan'sche Wachsfigurenkabinett erwähnt – ein Bildbereich, der in diesem Buch immer wieder auftauchen wird –, denn die Darstellung des menschlichen Körpers in der Wachsfigur eröffnet exakt den Schwellenraum des Untoten, „eine grundlose Wende findet dort in der Eröffnung eines *Schauplatzes* statt, in dem Innen und Außen ineinanderfallen.“²⁹ Lebendig scheinend und doch unbeseelt verschleift sich die Grenze zwischen Leben und Tod. Momenthaft scheint das Unheimliche des menschlichen Körpers auf: Die Unzurechenbarkeit von Wille und Bewusstsein, die fehlende Sicherheit über den Ort der inneren Steuerung, welche die psychoanalytische Formulierung des Unbewussten exponiert.

Der unheimliche Effekt, den der Einblick in das Wahnsystem eines Kranken bei den meisten Menschen hervorruft, beruht zweifellos ebenfalls darauf, dass eine mehr oder weniger deutliche Vorstellung von dem Vorhandensein eines gewissen Associationszwanges (Mechanismus) im Menschen auftritt, die im Widerspruche mit der gewöhnlichen Anschauung von der psychischen Freiheit stehend an der Ueberzeugung der Beseelung des Individuums in voreiliger und ungeschickter Weise zu rütteln anfängt.³⁰

Mit der hier beschriebenen Koppelung zwischen dem Mechanischen und dem Unheimlichen gibt Ernst Jentsch einen ersten Hinweis darauf, inwiefern auch die Kriegsneurosen auf das Feld der Puppen und der Wachsfiguren zu ziehen sind: Traumatische Störungen stellen einen Kontrollverlust aus, der unheimlich erscheint.

Denn der industrialisierte Krieg produzierte nicht nur den maschinenbedienenden³¹ – statt des kämpfenden – Soldaten, sondern die Traumatisierungen lassen den Soldaten selbst zum Automaten werden. Der Zugriff der Maschine lässt den Menschen in einen Zustand der Mechanisierung kippen. Der Komplex des Automaten verfolgt diese Studie dabei auf Schritt und Tritt: Unverhofft taucht er in spiritistischen Séancen auf, in denen das Medium zur Maschine, gar zum ‚spiritual telegraph‘ wird; das automatische Schreiben begegnet uns in der Poetik der Surrealisten; und die Hysterikerin stellt einen diskursiven Schnittpunkt von dämonischer Besessenheit und Puppenkörper dar, der sich beispielsweise in den Collagen von Max Ernst als Flug über die Dächer ausdrückt.

Über eine solche Rahmung rückt schließlich eine Konzeptualisierung des männlichen Körpers in den Blick, die, statt auf Panzerung und Abschottung, auf

²⁹ Liselotte Hermes da Fonseca: „Wachsfigur – Mensch – Platinat. Über die Mitteilbarkeit von Sehen, Nennen und Wissen“ in *DVjs* 73 (1999), S. 64.

³⁰ Ernst Jentsch: „Zur Psychologie des Unheimlichen“ in *Psychiatrisch-Neurologische Wochenschrift* 23 (1906), S. 205.

³¹ Den Begriff des Maschinenbedieners für den Soldaten entnehme ich der Darstellung von John Keegan in *The Face of War* und stütze mich dabei auf die deutsche Übersetzung von Hermann Kusterer.

Durchlässigkeit und Porosität aufmerksam macht.³² Die Körper werden porös, da eine Außenwelt in das Innere eindringt – sei es in Form von Lärm, Unfällen, Schocks –, aber auch indem das Innere sich für die Außenwelt transparent macht – in Form der psychischen Störungen, die sich am Körper zeigen (wie im Fall der vielsagend bezeichneten „Kriegsschüttler“³³).

Mit dem Begriff der Porosität verlängert sich diese Betrachtungsweise des Traumatischen schließlich auch in die Betrachtung des städtischen Raums. Die Wiederentdeckung der Passagen in den zwanziger und dreißiger Jahren, die kurz vor ihrem Untergang von einer versunkenen Utopie des 19. Jahrhunderts kündigen, stehen unter dem Signum der Durchdringung von Innen und Außen, Wohnung und Straße.³⁴ Indem sich diese Beobachtungen, die vor allem Walter Benjamin, aber auch Louis Aragon anstellt, an das Bild des Großstädtlers anschließen, der entweder von den Ennervationen der Metropole oder aber von der Rauscherfahrung der Flanerie überwältigt wird, zeichnet sich die Passage auch als Chiffre für eine traumatische Moderne ab. Die Passage assoziiert sich als Bildraum so mit dem Untergrund und den labyrinthischen Schützengräben genauso wie mit Phantasmen über ein Leben im Mutterleib, die sich über die Bildbereiche der Erde und des Aquatischen entschlüsseln lassen.

Dabei drängt eine unterschwellige Feminisierung des männlichen Körpers in meinen Lektüren immer wieder in den Vordergrund. Der diskursive Strang der Hysterie, der den Kriegsneurotiker genauso wie das Medium betrifft, bedroht das herrschende Bild der Abgeschlossenheit des männlichen Körpers. Der Umgang mit einer von Fragmentierung bedrohten Männlichkeit – und eine zum Teil positive Umdeutung von Zerstückelung und Zerfall – wird in den Texten von Döblin, Aragon und Breton verfolgt. Die Wendung hin zur Beschreibung einer weiblichen Körpererfahrung angesichts von Gewalt und Trauma wird in der Betrachtung von H.D.s *Bid Me to Live* relevant. In der Interpretation dieses Textes wird der Fokus verschoben und nach einer weiblichen Perspektivierung auf Topoi wie Porosität, Mütterlichkeit und nach dem Zusammenhang von Untergrund und Unbewusstem gefragt. Somit schließe ich mit der Diskussion eines Textes, der eine Kehrseite zum Diskursstrang des Unheimlichen des weiblichen Körpers aufzeigt, auf den Puppen, Automaten, Wachfiguren und nicht zuletzt das Medium immer wieder deuten.

„Maintenant, sur une immense terrasse d’Elsinore, qui va de Bâle à Cologne, qui touche aux sables de Nieuport, aux marais de la Somme, aux craies de Cham-

32 Klaus Theweleit beschreibt die Panzerung als Gegenbewegung zu Phantasmen der Verflüssigung, vgl. ders.: *Männerphantasien 1+2*, Basel u. Frankfurt a.M.: Stroemfeld/Roter Stern 1986.

33 Geradezu exemplarisch aufgearbeitet im kleinen, bösen Text von Ernst Bloch: „Schüttler für Erdbeeren“ in ders.: *Werkausgabe, Bd. 1: Spuren (1910–1929)*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1985, S. 27–28.

34 Vgl. Benjamin Fellmann: *Durchdringung und Porosität: Walter Benjamins Neapel. Von der Architekturwahrnehmung zur kunstkritischen Medientheorie*, Berlin: Lit 2014, S. 12 u. 87.

pagne, aux granits d'Alsace – l'Hamlet européen regarde des milliers de spectres.“³⁵ Wer hier den Blick von Hamlet imaginiert, ist Paul Valéry; und das Europa, das er erblickt, ist von Gespenstern bevölkert. Implizit in dieser Analogie bleibt der Schädel, den *dieser* Hamlet wohl nicht in der Hand hält – der Vergleich entgleist hier gleichsam, ob der Menge der Kriegstoten und ihrer Unauffindbarkeit. Auch der weitschweifende Überblick über dieses Gespenstereuropa muss fiktiv bleiben;³⁶ und so gilt es weder Knochen zu halten noch eine Vogelperspektive einzunehmen. Stattdessen sei der Weg ins Labyrinth gebahnt.

35 Paul Valéry: „La crise de l'esprit“ in ders.: *Œuvres I*, Paris: Gallimard 1957 (Bibliothèque de la Pléiade), S. 993.

36 Im übrigen ist der Ort der Klippe im *Hamlet* auch kein sicherer Aussichtsort sondern „a highly dangerous placing, dreadfully exposed to greater powers that may at any moment cross this boundary, invade and wreck the human home and tear it down into the abyss.“ Tobias Döring: „All the World's the Sea: Shakespearean Passages“ in *Shakespeare-Jahrbuch* 148 (2012), S. 18.

WAHRNEHMUNGSPARADIGMEN: STADT, FRONT, SÉANCE

Ich bin schon ein wenig zermürbt, zerstoichen, zerdrückt, zerstampft, durchlöchert. Mörser haben mich zermörsert. Ich bröckle schon ein wenig, falle schon ein wenig ab, ja ja! Ich sinke ein und bin schon ein wenig am Vertrocknen. Ein bißchen bin ich schon verbrüht und verbrannt...

Robert Walser: *Nervös* (1916)

Voici donc, ma chérie, mon odyssee dans cette pâle cité du silence, de la monotonie. [...] Les obus tombent successivement. Puis silence. On repart. Les tranchées blanchissent dans la plaine. On dirait qu'on fait le Métro. Nous arrivons aux tranchées et entrons dans le premier boyau. Jusqu'à un mètre et demi depuis le sol, c'est de la craie : blanc de neige. [...] Les boyaux ont des noms : *Boulevard Bonaparte, Boulevard Allemand, Boulevard Mort aux Boches, Boyau Fabert, Boyau Gabrielle, Boyau de la Rose, Boyau de la Marquise, Boyau des Foireux*. Tout cela s'entrecroise infiniment. C'est, je te l'ai dit, la muraille de Chine, mais en creux. C'est un vrai dédale. Minos avec sa tête de vache s'y croirait dans son labyrinthe, qui était carré somme toute, mais pas d'Ariane, les Arianes sont complètement absentes.

Guillaume Apollinaire: *Lettres à Lou*. Brief vom 16. April 1915

GROSSSTADT UND SCHLACHTFELD

Schwäche, Arbeit und Vergnügen

Die Neurasthenie oder Nervenschwäche ist eine in unserer Zeit überaus verbreitete Krankheit. Besonders häufig trifft man sie bei den Bewohnern grosser Städte. Wenngleich sie zu allen Zeiten vorgekommen sein mag – und unter der Bezeichnung Nervosität seit Langem bekannt ist –, so hat sie doch zweifellos in den letzten Dezennien, mit der stetig wachsenden Hast und Unruhe des Daseins, mit den aufs höchste gesteigerten Anforderungen, die das Leben, der Beruf, der Erwerb, die Genusssucht stellt, ungemein an Ausbreitung gewonnen.¹

So äußert sich Hermann Oppenheim in den einführenden Worten des Kapitels zur Neurasthenie in seinem *Lehrbuch der Nervenkrankheiten für Ärzte und Studierende*, einem Standardwerk des beginnenden 20. Jahrhunderts. Es hatte nur wenige Jahrzehnte gebraucht, um aus einem Zustand, der bis etwa in die Mitte des 19. Jahrhunderts nur als obskure medizinische Kategorie existiert hatte, ein detailliertes Krankheitsbild und allgemeinen kulturellen Topos zu formen. Zum Jahrhundertanfang war die epidemische Ausbreitung der Nervenschwäche vor allem unter Großstädtern schließlich zu einer Lehrbuchmeinung geronnen, die den Status eines Allgemeinplatzes hatte.

Die Bezeichnungen Nervosität, Nervenschwäche oder Neurasthenie koppeln sich dabei an das Phänomen der Ermüdung – in den englischsprachigen Publikationen unter *fatigue* bekannt –, welches im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts zunehmend an Bedeutung gewinnt. Wie Anson Rabinbach nachzeichnet, beschäftigt sich ab 1870 eine immer größer werdende Zahl medizinischer Publikationen mit Erschöpfungszuständen von Arbeitern und Schülern.² Gerahmt wird dieses Interesse einerseits von der ernüchternden Erkenntnis, dass der menschliche Körper nicht unendlich optimierbar, die industrielle Entwicklung nicht grenzenlos fortsetzbar sein würde, und andererseits von der angstvollen Vorstellung, der menschliche Körper würde von der modernen Welt zersetzt, „a widespread fear that the energy of mind and body was dissipating under the

¹ Hermann Oppenheim: *Lehrbuch der Nervenkrankheiten für Ärzte und Studierende*, Bd.2, Berlin: S. Karger 1905 (4. Aufl.), S. 1108.

² Vgl. Anson Rabinbach: *The Human Motor. Energy, Fatigue, and the Origins of Modernity*, New York: Basic Books 1990, S. 20.

strain of modernity [...].³ So lässt sich eine diskursive Linie skizzieren, welche die Koppelung von Degeneration und Zivilisation aus dem ausgehenden 19. Jahrhundert mit jenen Diskussionen verbindet, die sich um die Überbelastung der Großstadtbewohner und ihrer geschwächten Nerven um die Jahrhundertwende formiert. In diesem Sinne lässt sich das, was bis zum Ausbruch des Kriegs als das Bild der Großstadt zu beschreiben sein wird, nicht sinnvoll einordnen, ohne einen Blick in die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts zu werfen.

Die Verknüpfung des städtischen Raums mit einem Diskurs der Überschreitung und der Maßlosigkeit ist dabei keine Idee der technisierten Moderne. So findet sich in biblischen Texten die oftmals weiblich kodierte Stadt u.a. im Kontext der Verführung zum Unglauben und zu einem exzessiven Lebenswandel.⁴ In stadtkritischen Diskursen wird dieses Bild auf die Opposition zu einer Edenartigen Natur zugespitzt:⁵ Die Stadt ist der Ort der Laster; die natürliche Landschaft und das Dorf der geregelte und unschuldige Gegenpol. Mit der zunehmenden Industrialisierung der Städte verkompliziert sich jedoch diese Gegenüberstellung, indem der in den Städten angesiedelte technische Fortschritt auch das Potential für eine positivere Sichtweise enthält. Dagegen steht nun eine andere Gefahr für die Sittlichkeit: Die chaotische Masse der Arbeiterklasse und Unterschicht, die „sons of riot“⁶, wie es so schön emblematisch bei dem Dichter James Thomson heißt, die maß- und regellos dem Vergnügen frönen und in ihr Verderben rennen. Raymond Williams zeichnet diese Perspektivveränderung am Beispiel Londons nach, jener Stadt, die diese Entwicklung im 18. Jahrhundert als erste europäische Metropole durchläuft:

[T]his moral view, of waste and profligacy, allows room for the contrast not only with innocent nature but also with civilised industry. The celebration of production, which had embraced the land, now extends to the city. [...] This celebration [of industry, V.K.] combines a bourgeois sense of achieved production and trade with an Augustan sense of civilised order. And because it does so, it can be turned,

3 Ebd., S. 6.

4 Hier greifen zwei Vorstellungen ineinander: Einerseits die weiblich konnotierte Stadt, was sich allgemeiner über die Kodifizierung des Weiblichen als passiv und über die Abgegrenztheit der Stadtmauern, als das Verborgene, Innere auffächert; und andererseits die Darstellung der korrupten Stadt als Hure, die der gottesfürchtigen Stadt entgegengestellt wird: „Jes 1,21 beklagt, daß die Ortschaft, in der einst Recht und Gerechtigkeit zu Hause waren, zur Hure geworden ist. [...] Wenn JHWH Israel Richter und Ratgeber wie am Anfang geben wird, wird man die zur Dirne Gewordene wieder ‚Stadt der Gerechtigkeit und Siedlung der Treue‘ nennen (1,26).“ Irmtraud Fischer: „Das Buch Jesaja: Das Buch der weiblichen Metaphern“ in Luise Schottroff u. Marie-Theres Wacker: *Kompendium Feministische Bibelauslegung*, Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 2007 (Sonderausgabe), S. 251. Diese Gegenüberstellung kehrt im Sieg des heiligen (bzw. neuen) Jerusalem über das lasterhafte Babylon in der Offenbarung des Johannes wieder. Vgl. Sigrid Weigel: „Zur Weiblichkeit imaginärer Städte“ in *Freiburger FrauenStudien* 2 (1995), S. 4–5.

5 Vgl. Raymond Williams: *The Country and the City*, New York: Oxford University Press 1973, S. 12, 24 u. 31.

6 Aus *The Seasons* („Winter“, 1726), zit. nach Williams: *The Country and the City*, S. 142.

very quickly, into one of the newly emphasised fears of the city: the fear of the mob joining the older fear of the city's avarice [...].⁷

So ergibt sich eine Sichtweise, welche die rasch expandierende Großstadt – London „has been complained of for ages as a kind of monster, with a head enormously large“⁸ – mit den unkontrollierbar anwachsenden, politisch und sozial unberechenbaren Massen zusammen denkt.⁹ Innerhalb dieses Paradigmas zeichnet sich das Bild einer arbeitenden Masse ab, die den Vergnügungen und Versuchungen der Großstadt mehr oder weniger schutzlos ausgeliefert ist, eine ideologische Positionierung, die der Mittelschicht eine scharfe Abgrenzung erlaubt. Eine weitere Ausdifferenzierung dieses Diskurses im Kontext der immer stärker reglementierten Arbeitsabläufe des 19. Jahrhunderts setzt Faulheit und Freizeit als die Größen in Szene, welche den moralischen Verfall der Arbeiterschaft begünstigt. „The association of ‚laboring classes and dangerous classes‘ that belongs to this epoch is rooted in this perception that workers with too much free time turn inevitably to drink and crime.“¹⁰ Je kleiner der Zeitraum gehalten wird, der außerhalb der Fabriken verbracht wird, desto größer ist die Chance, den vielfältigen Reizen der Stadt zu widerstehen. Auf der einen Seite werden also Disziplin, Ordnung und Überwachung in Anschlag gebracht, auf der anderen Seite Chaos, Verantwortungslosigkeit und Exzess angesiedelt. So erklärt Friedrich Harkort in seinem *Brief an die Arbeiter* (1849): „Ferner heiße ich Proletarier: Leute, die, von braven Eltern erzogen, durch die Verführung der großen Städte zu Grunde gegangen sind; Wüstlinge und Zecher, die den blauen Montag heiliger halten als den Sonntag; verlorene Söhne ohne Reue, denen Gesetz und Ordnung ein Gräuel ist.“¹¹ Hier findet sich also die Großstadt klar als ein Ort der (möglichen) Exzesse etabliert; dagegen wird – wenigstens für die Arbeiterschaft – stetige Arbeit ins Feld geführt.

Diese Parameter werden nun in der Debatte über Erschöpfung verschoben. War der Diskurs zuvor von der Annahme einer moralischen Schwäche geprägt, die durch Arbeit eingedämmt werden sollte, tritt nun die neurasthenische Schwäche auf den Plan, die unter anderem durch Überarbeitung verursacht

7 Ebd., S. 143.

8 So der Ökonom Josiah Tucker im Jahr 1783, im dritten Brief seiner *Four Letters on Important National Subjects, Addressed to the Right Honourable The Earl of Shelburne*, zit. nach Williams: *The Country and the City*, S. 146. Wie stark sich die Ideen und das Bildmaterial in der Stadtkritik wiederholen, lässt sich bei Wilhelm Riehl ablesen, der etwa 70 Jahre später davon spricht, dass die Großstädte die „Wasserköpfe der modernen Civilisation“ seien. Wilhelm Heinrich Riehl: *Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik. Erster Band: Land und Leute*, J.G. Gotta 1861 (5. Aufl.), S. 95.

9 Vgl. Williams: *The Country and the City*, S. 144.

10 Rabinbach: *The Human Motor*, S. 31.

11 Friedrich Harkort: „Brief an die Arbeiter, sogen. ‚Bienenkorbbrief‘ (1849)“ in Wilhelm Treue, Herbert Pönicke u. Karl-Heinz Manegold (Hg.): *Quellen zur Geschichte der industriellen Revolution*, Göttingen, Berlin et al.: Musterschmidt-Verlag 1966, S. 153.

wird. Interessant bei dieser Umbewertung der Pole Arbeit und Schwäche ist die konstante Rolle der Großstadt als Ort der Maßlosigkeit.

Wie die Uebercultur, der von der Ueberarbeitung ausgelöste Uebergenuss den (in der Schöpfungsgeschichte) zur Ruhe bestimmten 7. Wochentag zu einem Tag der Gelage und Orgien gestempelt hat, dem der „blaue“ Montag mit obligatem Kater folgt, so ergeht es leider auch einer gewissen Kategorie der Seebäder, die nichts anderes sind, als für die Zeit der Saison transplantierte Grosstädte, mit all' der widrigen Atmosphäre von vermeintlichen Genüssen [...].¹²

Mit diesen Worten verurteilt Carl August Lahusen im *Handbuch der Neurasthenie* (1893) die Therapieverträglichkeit mancher Seebäder, die eigentlich dazu gedacht sind, den Kranken möglichst vom „Uebermaass des Genusses“¹³ fernzuhalten.

Bis hin zum Aufrufen des „blauen“ Montags¹⁴ gleichen sich diese Charakterisierungen der Großstadt und doch hat sich die postulierte Einflussnahme der Metropolen zweifellos gewandelt. Das entscheidende Präfix, das Lahusen auch gleich dreimal verwendet, lautet dabei „über“: Übermüdung ist das Resultat des Uebergenusses und der Überarbeitung, und maßgeblich mitverantwortlich gemacht wird hierfür das moderne Leben. Dabei steht der Körper im Brennpunkt des Interesses von sowohl Medizinern als auch Sozialreformern, die Arbeitsbedingungen in Fabriken und Schulen verbessern wollen. Anson Rabinbach betont, dass die medizinische Beschäftigung mit Erschöpfungszuständen recht plötzlich und unvermittelt ansteigt;¹⁵ auch ein Blick in die ausführliche Bibliographie und Geschichte der Nervosität, die Müller im *Handbuch der Neurasthenie* aufstellt, lässt erkennen, dass allerlei nervöse Symptome zuvor zwar beschrieben und behandelt wurden, diese aber anderen Krankheiten (vor allem der Hysterie) zugeordnet wurden.¹⁶ Die Idee, dass es sich um einen separaten Krankheitszustand handeln könnte, ist die eigentliche Neuerung. Die relative Plötzlichkeit und Intensität, mit denen diese Beschreibungen einsetzen, korrespondiert nun mit den postulierten Ursachen. Es handelt sich nicht nur um eine Krankheit, die jetzt erst als solche erkannt wird, sondern es ist überhaupt eine neue Krankheit. Erschöpfung und Nervosität, so lautet die weitreichende These, haben ihren Ursprung in den technischen Neuerungen, denen der Körper nicht gewachsen ist.

12 [Carl August] Lahusen: „Seebäder“ in Franz Carl Müller (Hg.): *Handbuch der Neurasthenie*, Leipzig: F.C.W. Vogel 1893, S. 361–362.

13 Ebd., S. 362.

14 Zu diesem Topos siehe Rabinbach: *The Human Motor*, S. 32f.

15 Vgl. ebd., S. 133.

16 Vgl. Franz Carl Müller: „Geschichte“ in ders. (Hg.): *Handbuch der Neurasthenie*, S. 26ff.

Zusammenstöße

Eine solche Neuerung stellte der Zugverkehr dar, der sich mit der Forschung zu funktionellen Nervenkrankheiten in der Mitte des 19. Jahrhunderts im Phänomen des *Railway Spine* verzahnt. Diese als organisch verstandene Krankheit – eine Erschütterung des Rückenmarks – zog eine Vielzahl an Symptomen nach sich, die sich vor allem dadurch auszeichneten, dass sie sich einerseits oft aus keinen klar ersichtlichen körperlichen Verletzungen speisten und andererseits oft mit einer zeitlichen Verzögerung auftraten.¹⁷

Auch wenn gerade diese zeitliche Diskontinuität zwischen Unfall und Leiden zu diagnostischen Schwierigkeiten führte und gleichzeitig ein juristisches Problem war – schließlich ging es in Folge der Unfälle oft um das Auszahlen von Versicherungssummen –, wurde die Frage nach einer nicht somatischen Ursache zu diesem Zeitpunkt nicht gestellt. Vielmehr wurden zwei Möglichkeiten angenommen: Entweder es handelte sich um vorgetäuschte Symptome (etwa um Geld von der Eisenbahngesellschaft zu erschwindeln) oder es lag eine wie auch immer geartete physische Krankheit vor.¹⁸ Von der Folge der Kollisionen, nämlich hauptsächlich „chronic inflammation of the spinal cord and its membranes“¹⁹, wurde angenommen, dass sie über lange Zeiträume hin Auswirkungen auf den Körper haben würde und genau so Jahre später zum Tod,²⁰ wie auch zu „irritability of temper“²¹ führen könne. Als recht typische Symptome werden bei einem Patienten beispielsweise „pain in the head, confusion in his ideas, loss of memory, and depression of spirits“²² aufgezählt.

Die medizinische Diskussion des *Railway Spine* war von Anfang an eng mit dem juristischen Prozess verknüpft; die große Bandbreite der Symptome und die fehlende objektive Überprüfbarkeit der Leiden stellten Probleme innerhalb der Gerichtsverfahren dar, da man auf keine uniforme ärztliche Meinung zurückgreifen konnte:

It would appear that injury of [the central nervous system, V.K.] is no infrequent a result of the violence received in a railway accident, and that it may vary in degree and kind, from insensibility of a minute's duration to a state of mental incapacity which lasts for years, and may approach, if it does not even arrive at, insanity. These are the instances which are peculiarly apt to occasion those differences of

17 Siehe beispielsweise die Fallgeschichten in Thomas Buzzard: „On Cases of Injury from Railway Accidents; Their Influence upon the Nervous System, and Results“ in *The Lancet* (27. April 1867), S. 509–10.

18 Vgl. Buzzard: „On Cases of Injury from Railway Accidents“ in *The Lancet* (30. März 1867), S. 390.

19 John Eric Erichsen: *On Railway and Other Injuries of the Nervous System*, Philadelphia: Henry C. Lea 1867, S. 95.

20 Ebd., S. 94.

21 Buzzard: „On Cases of Injury from Railway Accidents“ in *The Lancet* (25. Mai 1867), S. 624.

22 Ebd.

opinion on the part of medical witnesses which have so much tended to lessen the value of medical testimony in our courts of law. The symptoms are for the most part „subjective.“ There is little or nothing we can discern with absolute certainty for ourselves, and we have thus to depend very generally on the statements of the patient himself or his sympathising friends.²³

Wie Ralph Harrington zusammenfasst²⁴ waren die Symptome, die aus den Zugunfällen resultierten, keine medizinische Neuheit, sondern waren ohne Probleme in bereits bestehende Krankheitsbilder integrierbar. Neu war vielmehr die ungleich größere Anzahl der Fälle, welche die rasche Verbreitung des Verkehrsmittels produzierte. Es gab bereits eine ausführliche Diskussion über die Spinalirritation, wie es in der deutschsprachigen Literatur, *irritation spinale* in der französischen, hieß. Vor allem war diese Debatte eng mit den zeitgenössischen Abhandlungen über Nervosität verknüpft. So macht Müllers historische Darstellung der relevanten Fachpublikationen klar, dass die Spinalirritation von dem Großteil der Autoren als eine Form der Nervenkrankheit verstanden wurde;²⁵ sie ist ein weiterer Begriff in der wissenschaftlichen Betrachtung der Nervosität, innerhalb der eine immer feinere Kategorisierung des Nervösen vorgenommen wurde.

Die sich ab den 1860er-Jahren vor allem in Großbritannien und in den USA, aber auch in Kontinentaleuropa, häufenden Fälle des *Railway Spine*²⁶ fielen also in eine Zeit, in der bereits eine Fülle von Abhandlungen vorhanden waren, in welchen Stöße und Schläge auf das Rückenmark mit nervösen Erkrankungen verknüpft wurden. Die Tatsache, dass das Krankheitsbild nicht immer klar zu situierende physiologische Verletzungen bereit hielt, war ebenfalls nicht neu, wie Harrington am Beispiel der Arbeit von Herbert Mayo aufzeigt.²⁷ Auch Benedict Spilling, einer der führenden Neuropathologen seiner Zeit, bezweifelt schon 1840 die klare Korrespondenz zwischen Symptomen der Spinalirritation und Schmerzen an der Rückenwirbelsäule.²⁸ Insgesamt stand der *Railway Spine* in einer recht klaren Kontinuität zu den bestehenden medizinischen Debatten, die vor allem bereits detaillierte und ausgefeilte Erklärungsmodelle für das Auftreten nervöser Störungen in diesem Zusammenhang ausgearbeitet hatten. Dabei schloss die Annahme einer organischen Ursache nicht automatisch die Anerkennung einer Schockeinwirkung ohne klare physische Verletzung aus. Aus

23 Ebd., S. 623.

24 Vgl. Ralph Harrington: „On the Tracks of Trauma: Railway Spine Reconsidered“ in *Social History of Medicine* 16:2 (2003), S. 214.

25 Vgl. Müller: „Geschichte“ in *Handbuch der Neurasthenie*, S. 28–30.

26 Vgl. Paul Lerner: „An Economy of Memory: Psychiatrists, Veterans and Traumatic Narratives in Weimar Germany“ in Inka Mülder-Bach (Hg.): *Modernität und Trauma. Beiträge zum Zeitbruch des Ersten Weltkriegs*, Wien: WUV 2000, S. 80.

27 Vgl. Harrington: „On the Tracks of Trauma“, S. 215.

28 Vgl. Benedict Spilling: *Physiologische, pathologische und medicinisch-praktische Untersuchungen über die Spinal-Irritation*, Leipzig: Otto Wigand 1840, S. 68.

britischer Perspektive beschreibt Harrington das Problemfeld wie folgt: „Modern historical views of Victorian medicine can betray a lack of understanding of the subtleties and distinctions inherent in what can be caricatured as a narrowly organicist perspective. [...] [F]or mid- and late-nineteenth-century surgical opinion organic disruption did not necessarily mean organic lesions.“²⁹

Auch die Grenzen zwischen Rückenmark, Gehirn und seelischem Einflussgebiet werden von historischen Abrissen, die den Begriff des Traumas aus post-Freud'scher Sicht zu situieren suchen, oft zu scharf eingezogen. Das Narrativ einer Entwicklung „from *Soma* to *Psyche*“³⁰ wie es Eric Caplan betitelt, die Bestandsaufnahme, dass „the emphasis gradually shifted from the spine and brain to the mind as the key pathological site“³¹, setzt klar getrennte Kategorien an die Stelle eines medizinischen Diskurses, in dem diese Unterschiede schlicht nicht eindeutig aufgemacht wurden.³² Man betrachte nur den folgenden Absatz aus dem *Handbuch der Pathologie und Therapie* von C.A. Wunderlich aus den 1850er-Jahren:

Dass das Rückenmark an den mannigfachsten Erkrankungen des Gehirns Antheil nehmen muss, ist höchst begreiflich und es sind an vielen Stellen die Affectionen dieser beiden Organe um so weniger getrennt zu halten, als es in der That keine Grenze zwischen beiden Abtheilungen des centralen Nervensystems gibt. [...] Auch physiologische Zustände des Gehirns, heftige Affecte, Gemüthsdruck, haben den unzweifelhaftesten Einfluss auf das Rückenmark und nicht selten sieht man eine offenbar spinale Lähmung in Folge einer heftigen Gemüthserschütterung eintreten oder spinale Krämpfe nach psychischen Einflüssen exacerbiren.³³

1866 werden schließlich im Zuge der Publikation von Erichsens *On Railway and Other Injuries of the Nervous System* die Symptome, die zuvor eher unter die Spinalirritation subsumiert wurden, einer breiteren Öffentlichkeit bekannt und als eigene Krankheit, eben als *Railway Spine* bezeichnet. Die Popularität dieser Sammlung von Vorlesungen ist wohl vor allem dem Zeitpunkt des Erscheinens geschuldet, fällt sie doch genau in jenen Zeitraum in dem die steigende Zahl von Zugpassagieren auch eine steigende Zahl von Unfallopfern nach sich zog.³⁴ Dabei vertrat Erichsen einen Standpunkt, der sich als „unusually narrow and

29 Harrington: „On the Tracks of Trauma“, S. 217.

30 Eric Michael Caplan: „Trains, Brains, and Sprains: Railway Spine and the Origins of Psychoneuroses“ in *Bulletin of the History of Medicine* 69:3, S. 388.

31 Paul Lerner u. Mark S. Micale: „Trauma, Psychiatry, and History: A Conceptual and Historiographical Introduction“ in dies. (Hg.): *Traumatic Pasts. History, Psychiatry and Trauma in the Modern Age, 1870–1930*, Cambridge: Cambridge University Press 2001, S. 12.

32 In diese Richtung argumentiert auch Ulrich Koch: *Schockeffekte. Eine historische Epistemologie des Traumas*, Zürich u. Berlin: diaphanes 2014, S. 23.

33 Carl August Wunderlich: *Handbuch der Pathologie und Therapie*, Stuttgart: Ebner & Seubert 1854 (Bd.3, Abt.1, 2. Aufl.), S. 15.

34 Vgl. Thomas Keller u. Thomas Chapell: „The Rise and Fall of Erichsen's Disease (Railroad Spine)“ in *SPINE* 21:13 (1996), S. 1598.

restrictive“³⁵ hervortat, indem er viele Ambivalenzen, welche die zeitgenössische Medizin innerhalb des Rasters der organischen Krankheitsursache gelten ließ, auf die Eindeutigkeit einer erkennbaren organischen Verletzung eindampfte.

The loss of spinal cord function, according to Erichsen, was the result of a molecular derangement believed to be similar to the phenomenon of a magnet losing its magnetic properties with constant pounding. A spine fracture supposedly ameliorated the severity of injury to the spinal cord because the traumatic force was absorbed by the vertebrae and not by the cord itself.³⁶

Diese Theorie einer Verletzung oder auch „inflammatory action“³⁷ auf molekularer Ebene blieb letztlich im großen Teil der Fälle unbeweisbar, weil die entsprechenden Veränderungen nur *post mortem* festgestellt werden konnten;³⁸ nur einen einzigen pathologisch untersuchten Fall kann Erichsen als Beweis anführen.³⁹ Der populäre Einfluss von Erichsens Thesen lag nicht zuletzt an der Postulierung eines klaren Zusammenhangs zwischen einem Zugunfall und einer Krankheit mit womöglich tödlichem Ausgang. Es lässt sich außerdem zunehmend ein Klima der Besorgnis in Bezug auf die neue Mobilität feststellen: „Victorian society began to register concern as the possibility of negative consequences began to mount during the transition from horse-powered to steam-powered transportation. This growing anxiety exacerbated considerably in 1866 [...]“⁴⁰ Erichsens Beharren auf der Präsenz einer visuell feststellbaren Verletzung war jedoch nicht nur alarmierend sondern auch sehr einseitig, und wurde von ihm selbst in späteren Jahren abgeschwächt.⁴¹ Die Thesen, die in *Railway and Other Injuries* vorgebracht wurden, waren insgesamt „untypical of the surgical views of this time, which were generally characterized by a willingness to accept the role of such ‚mental‘ factors as shock and fright in provoking physical disorders.“⁴²

Der Anschein einer gewissen Rätselhaftigkeit soll den Symptomen des *Railway Spine* dennoch nicht abgesprochen werden. Sie waren zwar innerhalb der Paradigmen des medizinischen Wissens der Zeit nicht unerklärlich – und die Krankheit war in diesem Sinne auch nicht „novel and hitherto unfathomable“⁴³ – aber die unklaren oder fehlenden körperlichen Anzeichen für die Beschwerden hatten etwas Geheimnisvolles an sich. So heißt es beispielsweise bereits bei

35 Harrington: „On the Tracks of Trauma“, S. 217.

36 Keller u. Chapell: „Rise and Fall of Erichsen’s Disease“, S. 1598.

37 Erichsen: *On Railway*, S. 84.

38 Vgl. Keller u. Chapell: „Rise and Fall of Erichsen’s Disease“, S. 1598.

39 Vgl. Erichsen: *On Railway*, S. 84f.

40 Keller u. Chapell: „Rise and Fall of Erichsen’s Disease“, S. 1597.

41 Vgl. ebd., S. 1600; Harrington: „On the Tracks of Trauma“, S. 220.

42 Harrington: „On the Tracks of Trauma“, S. 220.

43 Caplan: „Trains, Brains, and Sprains“, S. 388.

Wunderlich: „Die Folgen der Erschütterung, besonders wenn keine nachweisbaren Gewebstörungen dabei bemerkt werden, gehören zu den sonderbarsten Erscheinungen des kranken Lebens.“⁴⁴ Das Sonderbare der Krankheit lässt sich nicht zuletzt auch der Tatsache zurechnen, dass die technischen Fortschritte, die in der populären Imagination so eng mit dem Auftreten von nervösen Störungen verknüpft wurden, selbst mit Elementen des Mythischen und Wunderbaren besetzt waren.⁴⁵

Eisenbahnpathologien

Gerade die Eisenbahn ist als ein Fokuspunkt dieser Tendenz zu sehen, da sie mehr als viele andere technische Neuerungen, die in die hier abzudeckende Zeit von etwa 1830 bis zum Ausbruch des Krieges fallen, eine zerstörerische und unkontrollierbare Krafteinwirkung bedeutete: „In der That ist diese Geschwindigkeit eine so abweichende von allen bis dahin bei Beförderung von Menschen und Gütern in Anwendung gebrachten, daß sie wohl zum Vergleiche mit überirdischen Erscheinungen berechtigt [...]“⁴⁶

In relativ kurzer Zeit gestaltete der Eisenbahnbau weite Teile der Landschaft um⁴⁷ und rief dabei auch eine konservative Opposition hervor, die eine ganz ähnliche Rhetorik bediente wie die zeitgenössische Kritik an den rasch wachsenden Großstädten. Raymond Williams macht am Anfang seiner epochalen Studie *The Country and the City* anhand der englischen Tradition klar, inwiefern die Vorstellung eines unberührten, vor-modernen Lebens (und das heißt hier ein quasi jungfräulicher Zustand vor dem Zugriff der Industrialisierung und der zunehmenden Technisierung der Alltagsabläufe), mit der dörflichen Gemeinschaft und den natürlichen Rhythmen des Landlebens verknüpft wird. Dabei entpuppt sich „the ‚timeless rhythm of agriculture and the seasons“⁴⁸ als ein Phantasma, das als ein zeitlich ungreifbares ‚Früher‘ eines „unlocalised ‚Old England“⁴⁹ codiert wird.⁵⁰ Viel hängt in einer solchen Gegenüberstellung von Stadt und Land davon ab, einen Zustand der Korruption und Degeneration von

44 Carl August Wunderlich: *Handbuch der Pathologie und Therapie*, Stuttgart: Ebner & Seubert 1852 (Bd.1, 2. Aufl.), S. 95.

45 Siehe hierzu exemplarisch: Esther Fischer-Homberger: „Die Büchse der Pandora. Der mythische Hintergrund der Eisenbahnkrankheiten des 19. Jahrhunderts“ in *Sudhoffs Archiv* 56:3 (1972), S. 297–317.

46 Max Maria von Weber, zit. nach ebd., S. 309.

47 Vgl. Christof Windgätter: „Euphorie und Erschöpfung. Das Paradigma der Kraft im 19. Jahrhundert“, in Thomas Brandstetter u. Christof Windgätter (Hg.): *Zeichen der Kraft. Wissensformationen 1800–1900*, Berlin: Kadmos 2008, S. 7–8.

48 Williams: *The Country and the City*, S. 9.

49 Ebd., S. 10.

50 Vgl. ebd., S. 9–12.

natürlichen Abläufen zu postulieren, und so ist die Stadt als Agentin des Fortschritts stets der aggressive *äußere* Einfluss, der stört und zerstört. Diese Opposition ist natürlich nicht nur vereinfacht, sondern auch hochgradig ideologisch, indem die Ausbeutung der ‚natürlichen‘ Landschaft in den Arbeitsprozessen und Eigentumsverhältnissen der Landwirtschaft unterdrückt und verschleiert wird.⁵¹ Auf diese Weise wird eine einheitliche, abgeschlossene Landschaft behauptet, die einem Zugriff von Außen ausgesetzt wird, ob das nun die Prozesse der Industrialisierung sind oder Kapitalströme aus der Stadt, die das Land aufkaufen.⁵² „[T]here is [...], throughout, an ideological separation between the processes of rural exploitation, which have been, in effect, *dissolved into a landscape*, and the register of that exploitation, in the law courts, the money markets, the political power and the conspicuous expenditure of the city.“⁵³

Die Konstruktion eines gewalttätigen Eingriffs von Außen in die Landschaft oder in die ländliche Gemeinschaft lässt sich demnach als eine Kontinuität zwischen den Diskursen der Großstadt und der Eisenbahn erkennen, die als ein verlängerter Arm der Stadtentwicklung aufscheint: „Die Eisenbahnen bilden dort [in England, V.K.] die Pulsadern eines neuen Lebens: ganze Bevölkerungen siedeln sich längs denselben an, und große Städte erweitern sich, so daß in wenigen Dezennien ganz England gleichsam nur eine Stadt bilden wird [...].“⁵⁴ Auch Topoi wie moralischer Verfall, Entwurzelung und Vereinzelung, die seit jeher zum Repertoire der Großstadtkritik gehören,⁵⁵ werden in den Ängsten vor der Eisenbahn gespiegelt.

Exemplarisch für diesen Degenerationsdiskurs in Bezug auf die Großstadt ist ab der Mitte des 19. Jahrhunderts in Deutschland der frühe Kulturhistoriker Wilhelm Riehl:⁵⁶

Aber nicht bloß in der Bildung neuer Städte, auch in dem riesigen Anwachsen vieler alten zeigen sich in unserer Zeit bedenkliche Symptome der Widernatur. Europa wird krank an der Größe seiner Großstädte. Die gesunde Eigenart Altenglands wird in London begraben, Paris ist das ewig eiternde Geschwür Frankreichs. [...] Das fabelhaft rasche Anwachsen unserer größeren Städte geschieht nicht durch einen Überschuß der Geburten, sondern durch einen Überschuß der Einwanderung. [...] Die überwiegende Masse dieser Einwanderer besteht aber aus einzelnen Leuten, die noch keinen festen Beruf, kein eigenes Hauswesen ha-

51 Vgl. ebd., S. 46.

52 Vgl. ebd., S. 48.

53 Ebd., S. 46, meine Herv.

54 J. Eckenstein, zit. nach Fischer-Homberger: „Die Büchse der Pandora“, S. 300.

55 Für eine längerfristige geschichtliche Einordnung dieser Haltung, siehe Williams: *The Country and the City*, S. 44f.

56 Vgl. Dieter Schott: „Die Großstadt als Lebensraum des modernen Menschen“ in Detlev Mares u. Dieter Schott (Hg.): *Das Jahr 1913. Aufbrüche und Krisenwahrnehmungen am Vorabend des Ersten Weltkriegs*, Bielefeld: transcript 2014, S. 83.

ben [...]. Nicht durch die seßhafte, sondern durch die flutende und schwebende Bevölkerung werden unsere Großstädte so ungeheuerlich.⁵⁷

Das mobile Proletariat wird hier als ungesunder Zustrom in die Städte gekennzeichnet, der das natürliche Gleichgewicht des gesunden Volkskörpers ins Wanken bringt.⁵⁸ Der Eisenbahn wird nun eine ähnliche Gefährdung der geordneten Rhythmen zugeschrieben, die als natürlich gewachsene dem technisch unnatürlichen Fortschritt entgegengehalten werden:

The common factor in much anti-railway discourse – whether couched in environmental, medical or social terms – was a perception of the railway as fundamentally unnatural, as intrinsically at odds with the established order embodied in the rural landscape, the social structure of traditional communities, and the constitution of the human mind and body. [...] Many saw the railway as a threat to the social order, allowing the lower classes to travel too freely, weakening moral standards and dissolving the traditional bonds of community; John Ruskin, campaigning to exclude railways from the Lake District, warned in 1875 of „the certainty... of the deterioration of moral character in the inhabitants of every district penetrated by railway.“⁵⁹

In diesem Sinne verdichten sich also die Diskurse um Nervosität und Erschöpfung, die sich an die Expansion der Städte im 19. Jahrhundert anlagerten, auf spezielle Weise im Phänomen der Eisenbahn.

Wenn die sich industrialisierenden und sprunghaft vergrößernden Großstädte durch Lärm und Enge einen Angriff auf den Körper des Stadtbewohners vornahmen, so stellte die Reise im Eisenbahnwaggon gewissermaßen einen Extremzustand dar, der als ein nicht unwesentlicher Eingriff in das körperliche Wohlbefinden gesehen wurde. Das Rattern der Wagen und vor allem die Vibration während der Fahrt wurden als stetiger, sich akkumulierender und krankmachender Einfluss betrachtet. Das Rütteln und Schütteln der Waggonen würde die Muskeln ständig in Anspruch nehmen und zusammen mit der schnellen Abfolge der Sinneseindrücke, der Hektik und der Sorge Erschöpfungszustände in den Passagieren produzieren.⁶⁰ „Speed is the craze, but there is no reason why speed should not be attained without the discomfort due to noise and rapid vibration, not to mention the, perhaps, permanently ill-effects which a constant

57 Riehl: *Die Naturgeschichte des Volkes*. 1. Bd., S. 95–96.

58 Eine solche Sichtweise ist als Teil einer größeren diskursiven Wende des 19. Jahrhunderts zu sehen, wie Ramón Reichert darstellt. So bildet „[d]er medizinale Diskurs des 19. Jahrhunderts [...] ein Scharnier zwischen Armenfürsorge und Biopolitik [aus]“: der „individuelle Organismus und de[r] gesellschaftliche Körper“ werden verschaltet. So ist es dann der „nomadisierende wie kontagiöse Proletarier“, der „die ständischen Segregationen der Stadt [überschreitet]“ und als Virus die gesellschaftliche Hygiene bedroht. Ramón Reichert: *Der Diskurs der Seuche. Sozialpathologien 1700–1900*, München: Fink 1997, S. 221 u. 223.

59 Ralph Harrington: „The Neuroses of the Railway“ in *History Today* 44:7 (1994), S. 15.

60 Vgl. ebd., S. 16.

series of joltings may have upon the nervous passenger and invalid,⁶¹ wie es in *The Lancet* mit Hinweis auf mögliche technische Verbesserungen heißt. Den negativen Auswirkungen in der Eisenbahn werden die Gefährdungen außerhalb der Züge nebenan gestellt: „[D]er bloße Anblick des vorüberdonnernden Eisenbahnzugs müßte die Tiere zu Tode erschrecken, Menschen wahnsinnig machen [...].“⁶²

Das Auftreten einer neuen Technik, gerade einer die so nachhaltig das Alltagsleben der Menschen veränderte, ruft vielleicht zwangsläufig einen solchen Widerstand hervor. Dennoch ist es bemerkenswert, dass die emotionale Reaktion auf die Eisenbahn, die sich bis zum Ende des 19. Jahrhunderts wohl in eine eher versteckte Beunruhigung verwandelt hatte, nicht einfach verschwand, sondern, wie Ralph Harrington argumentiert, eher als Bewegung von einer äußeren zu einer inneren Beeinträchtigung zu verstehen ist, „becoming a fear of internal rather than external disruption.“⁶³ Was sich mit dem heutigen Begriffsvokabular als Trauma begreifen lässt, zeichnet sich am und im Körper als Gewalteinwirkung ab, die den Körper selbst als Mittelglied und zuweilen gestörten Übersetzer zwischen Außen und Innen aufscheinen lässt. Der Schock von außen, der sich als Hieroglyphe ins Innere des Körpers übersetzt und den Arzt vor Probleme des Zuordnens und Lesens stellt, doppelt somit gewissermaßen den diskursiven Umgang mit dieser Grenzüberschreitung:

[D]ie Genese des Traumas [ist] untrennbar verbunden mit den technischen Verkehrs- und Arbeitsunfällen, der Entwicklung neuer Waffen- und Kriegstechniken und der Erfindung neuer technischer Reproduktionsmedien. Die Gewalt dieser Techniken ist eine äußere und reale, aber ihre Versprachlichung und Diskursivierung ist zugleich eine Verinnerlichung, die das Reale mit Imaginationen auflädt und überblendet.⁶⁴

Dabei spiegelt sich diese ambivalente Topographie von Innen und Außen auch in einer Beunruhigung über die unklare Permeabilität von Körpergrenzen angesichts der neuen technischen Energieeinwirkungen.

Die Einführung der Eisenbahn stellt auch deswegen einen besonders spannenden Fall der Technikgeschichte dar, weil hier eine Maschine die Menschen mit einer Kraft konfrontierte, die erstens aus der Perspektive der Reisenden unbeherrschbar schien und zweitens die Passagiere zu Objekten machte, die einer überlegenen Macht ausgeliefert waren. Wie stark sich diese Erfahrung des Bewegt-Werdens als das Gefühl einer Objektivierung niederschlug, zeigt sich an einer Bemerkung John Ruskins, die Menschen wären in den Zügen „[n]icht

61 O.V.: „Railway Noise and Vibration and their Effects Upon Health“ in *The Lancet* (24. Juli 1897), S. 211.

62 Artur Fürst: *Die hundertjährige Eisenbahn*, zit. nach Fischer-Homberger: „Die Büchse der Pandora“, S. 302.

63 Harrington: „The Neuroses of the Railway“, S. 15.

64 Inka Mülder-Bach: „Einleitung“ in dies. (Hg.): *Modernität und Trauma*, S. 11–12.

[mehr] Reisende [...] sondern [...] menschliche Pakete, die sich per Eisenbahn selber an ihren Bestimmungsort schicken [...].⁶⁵ Auch in einer auf die physikalischen Zusammenhänge reduzierten Betrachtung der Stellung des Körpers im Bezug auf die Eisenbahn wird dieser Zustand des Ausgeliefertseins deutlich.

It will be sufficient if we consider that accident which is the most common of all – namely, when a train runs into some obstacle, usually another train, at rest upon the same line of rails. It is evident that, for the time being, the contents of the trains form, as it were, a part of it, and they move forward with its velocity. The check suddenly occurs. A passenger seated in one of the carriages, facing the engine, is thrown violently forwards, his *inertia* tending to make his body retain the motion previously acquired. If he strikes any object, he is apt to be thrown backwards again from it. If he be sitting with his back to the engine he is first thrown backwards against the partition and then by recoil he is projected forwards.⁶⁶

In dieser kurzen Beschreibung eines typischen Unfallszenarios wird deutlich, inwiefern sich die Gefühle der Hilflosigkeit angesichts des „ungeduldige[n] lebendige[n] Riesenthier[s]“⁶⁷ durchaus auf tatsächlichen Abläufen aufbauen konnten, in denen der menschliche Körper zur Puppe wird, ohne eigene Kraft und Willen herumgeschleudert wird. Die Eisenbahn, die, wie kurz dargestellt wurde, unter dem Signum der Transgression – in Bezug auf die Landschaft, auf ein moralisches Gefüge – erlebt wurde, stellte eben auch einen Eingriff in die körperliche Autonomie dar. Der nervöse Schock, der als eine mögliche Folge eines Eisenbahnunfalls auftaucht, ist womöglich auch als eine extreme Zuspitzung des Gefühls zu werten, dass es eine bedrohliche Durchlässigkeit des Körpers in Bezug auf die neue Technik gab. Das Sitzen im Waggon bedeutete, ein Teil des Zuges zu werden – „the contents of the train form, as it were, a part of it“ –, was gleichzeitig die Übertragung der Geschwindigkeit und die daraus resultierende Krafteinwirkung aus dem Zug auf den Körper bedingt. Es ergibt sich also eine enorme Verletzlichkeit gerade aus der fehlenden körperlichen Distanz zur Technik und auch aus der Unmöglichkeit einen Schutz gegen diesen Zugriff von außen zu entwickeln.⁶⁸

65 Zit. nach Wolfgang Schivelbusch: *Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert*, München: Hanser 1977, S. 40.

66 Buzzard: „On Cases of Injury from Railway Accidents“ in *The Lancet* (30. März 1867), S. 389.

67 Zit. nach Fischer-Homberger: „Die Büchse der Pandora“, S. 302.

68 Natürlich wurden die Züge im Laufe der Jahrzehnte sicherer und auch bequemer: Vgl. z.B. Richard Sennet: *Flesh and Stone. The Body and the City in Western Civilization*, New York u. London: Norton 1994, S. 343. Sennett stellt diese Verbesserungen in einen Kontext der generellen Entwicklung des Komfortablen im 19. Jahrhundert: „The nineteenth century sitter engaged in a ritual of relaxation by sinking into the upholstered chair, his or her body immobilized. This same surrender marked the nineteenth-century rocking chair. [...] Leaning back in a spring-held, tilting office chair is a different physical experience from leaning back in a wooden rocking chair; to experience comfort, the body moves less; the springs do the work of the feet.“ Ebd., S. 342. Diese zunehmende Passivität der Körper – „[a] junction of comfort and

Telegraphennerven und Telefonistinnenhysterie

Bei der Fahrt in der Eisenbahn, und der daraus resultierenden Nähe zu der Maschine, handelt es sich also um die Übertragung von Kraftmengen in der Form von Stößen und Schlägen. Aus der Weiterentwicklung von vor allem elektrischen Leitungen und Kommunikationssystemen im späteren 19. Jahrhundert ergibt sich nun eine ganz ähnliche Form körperlicher Entgrenzung, die ebenfalls mit nervösen Störungen und traumatischen Neurosen verknüpft wird. Laura Otis fasst dies folgendermaßen zusammen:

[T]hese early alignments of bodies and technologies altered people's sense of identity. The tendency to see a communications device as a continuation of one's own nervous system developed in the nineteenth century, not in the twentieth. As early as the 1870s, self-conscious telegraphers felt themselves merging with their networks, describing the transmission of signals from their brains, through their fingers, onto their keys, and then on down the line. Then, as now, sending electronic messages challenged the traditional notion of a bounded, delimited individual.⁶⁹

In der Tat weist bereits die Silbe ‚tele‘ (die nicht nur in Telephonie und Telegraphie, sondern später in dieser Studie auch in der Telepathie auftauchen wird), in die Ferne‘, also auf eine Verflechtung von Körper, Technik und räumlicher Distanz, die an die Erfahrung der frühen Eisenbahnreisen anknüpft. Auch bei der Telegraphie handelt es sich um ein Verkehrsmedium: Nur dass eben nicht Güter und Menschen, sondern Informationen auf die Reise geschickt werden. Hinzu kommt natürlich, dass die Entwicklung der Telegraphie eng mit der Entwicklung der Eisenbahn zusammenhängt,⁷⁰ was für die Zeitgenossen auch eine deutlichere verkehrstechnische Einordnung dieses „neuen Nachrichten-Transportmittels“⁷¹ ergab. Im englischen Sprachraum scheint diese Verbindung zum Beispiel auch im Wort „communication“ auf: „Until the mid-nineteenth century, ‚communication‘ referred equally to the movements of information and of physical goods.“⁷²

Der entscheidende Unterschied, den die Telegraphie zu den neuen Verkehrswegen markiert und die gleichzeitig einen wichtigen historischen Einschnitt darstellt, besteht nun gerade in der Körperlosigkeit der Nachrichtenübermitt-

passive bodily surrender“ (Ebd.) – fügt sich, wie ich meine, auch in das entworfenen Bild des Ausgeliefertseins der Passagiere in der Eisenbahn.

69 Laura Otis: *Networking. Communicating with Bodies and Machines in the Nineteenth Century*, Ann Arbor: The University of Michigan Press 2001, S. 10.

70 Vgl. Friedrich Kittler: „Geschichte der Kommunikationsmedien“ in Steirische Kulturinitiative (Hg.): *On Line. Kunst im Netz*, Graz 1993, S. 74–75.

71 Michael Geistbeck: *Der Weltverkehr. Seeschiffahrt und Eisenbahnen, Post und Telegraphie in ihrer Entwicklung dargestellt*, Freiburg i. Br.: Herder'sche Verlagshandlung 1895 (2. Aufl.), S. 474.

72 Otis: *Networking*, S. 1.

lung.⁷³ In diesem Sinne markiert die Eisenbahn – so weitreichend und wichtig ihre Wirkung auch war, so einschneidend sie auch erlebt wurde – lediglich eine Weiterentwicklung in der Geschichte der Mobilität (schließlich werden weiterhin Körper in Transportmitteln bewegt, wenn nun auch mechanisch, im Gegensatz zur Pferdekutsche). Mit der Telegraphie hingegen ergibt sich auch durch die Entkörperung „die Inauguration eines neuen historischen Apriori [...]“⁷⁴

Diese Körperlosigkeit wird nun in einer interessanten Wendung wieder aufgehoben: Zwar trägt der menschliche Körper keine Botschaften mehr über große Distanzen, dafür wird er auf andere Weise wieder in das Netz der Kommunikation eingeschaltet. Zunächst lässt sich konstatieren, dass der Körper eine sprachliche Verknüpfung mit den neuen Anwendungsgebieten der Elektrizität, vor allem der Telegraphie, erhält, die eine enorme diskursive Wirkungsmacht entfaltet. Vergleiche zwischen der Funktionsweise des Körpers und dem jeweiligen Stand der technischen Errungenschaft sind natürlich zu jedem Zeitpunkt der menschlichen Geschichte gezogen worden. Es lässt sich jedoch überlegen, ob es nicht im 19. Jahrhundert, einer Zeit in der neue technische Entwicklungen und naturwissenschaftliche Entdeckungen in ungekannter Dichte und Schnelle aufeinander folgten, ein spezifisches Klima für eine gegenseitige Beeinflussung der Beschreibung des menschlichen Körpers einerseits und technischer Zusammenhänge andererseits vorlag. Ohne dass diese Überlegung in ihrer ganzen Reichweite belegt werden kann,⁷⁵ scheint es doch einige suggestive Anknüpfungspunkte für eine solche Sichtweise zu geben. Seit den 1860er-Jahren entwickelt sich ein großes wissenschaftliches Interesse an den Bewegungsabläufen von Lebewesen. Auch im Kontext der Studien um Ermüdung und Neurasthenie werden neue Apparaturen entwickelt, um Bewegungen genauer beobachten und quantifizieren zu können.⁷⁶ Es entsteht eine Fülle von Gerätschaften zur Messung von Bewegungen lebendiger Körper. So erfindet beispielsweise der französische Physiologe Marey 1860 den Spymographen, mit dem die Frequenz des menschlichen Pulses dargestellt werden kann und später den Myographen, um Muskelbewegungen aufzuzeichnen.⁷⁷ Wie Siegfried Giedion schreibt: „The nineteenth century makes the great leap and literally learns to feel the pulse of

73 „Der Telegraph kennt bei der Geschwindigkeit des Lichtstrahls keine Hindernisse, keine Auffangungen seiner körperlosen, ungeschriebenen, doch leserlichen Briefe [...]“ J.S. Halle 1795, zit. nach Frank Haase: „Stern und Netz. Anmerkungen zur Geschichte der Telegraphie im 19. Jahrhundert“ in Jochen Hörisch u. Michael Wetzels (Hg.): *Armaturen der Sinne. Literarische und technische Medien 1870–1920*, München: Fink 1990, S. 43.

74 Ebd.

75 Für eine genauere Einordnung der Entwicklung der Physiologie ab den später 1840er-Jahren, siehe Rabinbach: *The Human Motor*, S. 65–66.

76 Hier ist vor allem der Ergograph zu nennen, eine Erfindung von Angelo Mosso. Vgl. ebd., S. 134.

77 Vgl. Siegfried Giedion: *Mechanization Takes Command. A Contribution to Anonymous History*, New York: Oxford University Press 1948, S. 17–18.

nature.“⁷⁸ Ein solches Erfühlen bedeutete ein Einspannen lebendiger Körper in die Maschinen, wie Frösche oder Vögel,⁷⁹ im Kontext der neuen Forschungsfelder um die Erforschung industrieller Arbeit auch Menschen.⁸⁰

In diesem Sinne überrascht die enge diskursive Verbindung von elektrischer Nachrichtenübertragung und Körperlichkeit nicht: Während die Telegraphenmasten aufgestellt und die Kabel ausgerollt werden,⁸¹ läuft die Erforschung der Bewegungen von Nerven und Muskeln unter anderem unter dem Einsatz von elektrischer Stimulierung.⁸² Das große Projekt der unterseeischen Kabelverlegung und der rasante Ausbau der Telegraphennetze in Europa⁸³ befördert dabei die Analogisierung von Ländern als Körpern, deren Vernetzung als Nervenbahnen gedacht werden:

Fluchtpunkt der Rede von der globalen telekommunikativen Verbindung ist dabei, weit über die Überwindung räumlicher Distanzen hinaus, wiederkehrend das Bild des telegraphischen „Nervensystems“, bzw. wie der *Scientific American* 1881 unter dem Titel „The Moral Influence of the Telegraph“ formuliert, des universalen simultanen Herzschlags menschlicher „sympathy“ [...].⁸⁴

Während hier also mit einem physiologischen Wortschatz gearbeitet wird, nutzen die Physiologen der Zeit in ihrer Arbeit wiederum technisches Vokabular.⁸⁵ Aber auch jenseits von eher kleinteiligen und auf spezialwissenschaftliche Fragen konzentrierten Koppelungen von Nerven und Technik tauchten diese Vergleiche im zeitgenössischen Diskurs immer wieder auf. So wird beispielsweise in dem Artikel *What are the Nerves?* aus dem englischen *Cornhill Magazine* in einem Erklärungsmodell der Unterschied zwischen Tieren und Pflanzen eingegeben, um schließlich in einem technischen Vergleich zu enden. Um die Funktionsweise des menschlichen Körpers zu erklären, wird eine hypothetische „Nervenpflanze“ konstruiert: Die Grenzen zwischen einer (erdachten) organischen Konstruktion, einer technischen Konstruktion und dem menschlichen Organismus fließen ineinander.⁸⁶ Diese Analogien scheinen so selbstverständlich zu sein, dass ein kurzer Artikel über die Funktionsweise der Nerven im *Scientific American* mit *Nerve Telegraphs* überschrieben ist, ohne dass mit einem Wort auf

78 Ebd. S. 17.

79 Vgl. ebd., S. 18 u. S. 20.

80 Vgl. z.B. die Abbildung eines „zur Registrierung des Hirnpulses angewandten Apparates“ in Angelo Mosso: *Die Ermüdung*, übers. v. J. Glinzer, Leipzig: S. Hirzel 1892, S. 70 Abb. 1.

81 Vgl. Joseph Hoppe: „Die Nerven des Globus. Telegraphenkabel im 19. Jahrhundert“ in *Kultur & Technik* 20:1 (1996), S. 47–53.

82 Vgl. Otis: *Networking*, S. 26–27 für einen Überblick über die Experimente von Hermann von Helmholtz.

83 Vgl. z.B. für die Entwicklung in Deutschland: Hoppe: „Die Nerven des Globus“, S. 49–50.

84 Regine Buschauer: *Mobile Räume. Medien- und diskursgeschichtliche Studien zur Tele-Kommunikation*, Bielefeld: transcript 2010, S. 80.

85 Vgl. Otis: *Networking*, S. 120–21.

86 Vgl. O.V.: „What Are The Nerves?“ in *The Cornhill Magazine* 5:26 (1862), S. 155–56.

diese Gleichsetzung eingegangen wird.⁸⁷ Zusätzlich zu den zerfließenden Grenzen von Körper und Technik wird immer wieder auf die Überwindung der nationalen Grenzen durch die globale Vernetzung eingegangen, was eine weitere Parallele zu der Reaktion auf die Eisenbahn darstellt, die nicht nur Angst hervorrief, sondern auch enthusiastische Vorstellungen einer besseren Welt.⁸⁸ In diesen utopistisch gefärbten Bildern wird die ganze Welt zu einem großen Körper:

If we look at a plan of the telegraph wires of any civilised country, say England, we see them radiating in all directions, from the capital to the remotest hamlets, much in the same way as the nerves issue from the brain; and if we include the habitable world in our scan, we shall find them straggling by devious routes to the uttermost parts of the earth. Nor is there any great difference between the relative speed of nerve force and electricity; for although a sensation travels along a nerve at the rate of a few score feet per second, and electricity can traverse at least a hundred thousand miles of wire in the same time, still a man would feel a wound in his big toe in less time after the event than a telegram would practically take to go from New Zealand to London.⁸⁹

Insbesondere der letzte Satz dieses ausführlichen Vergleichs, der eine Reportage über eine Telegraphenstation einleitet, ist aufschlussreich: Die Analogie kippt genau deswegen ins Absurde, weil die Verbindung von Nähe und Ferne so extrem auseinanderklafft. Dadurch wird ein interessanter Aspekt dieser Metaphorik sichtbar: Zu einem fast synonymen Erklärungsmodell für das Innere des Körpers wird eine technische Entwicklung, die gerade auf eine Loslösung von körperlichen Beschränkungen zielt. Ein Hilfsmittel, das in die weitesten Entfernungen reicht – „the uttermost parts of the world“ – wird mit dem absolut Nächstliegenden, nämlich dem eigenen Körper, zusammengedacht. Vielleicht lässt sich die Tendenz, das Eigene mit dem Fremden auf diese Weise zu vermengen, als ein Unbehagen lesen, das sich sowohl auf den rapiden technischen wie auch medizinischen Fortschritt der Zeit bezieht. Die Möglichkeit, dass das Eigenste – das Innere des Körpers – womöglich das Fremdeste und Undurchschaubarste sein könnte, scheint mir hier wenigstens vorgezeichnet. Das unerklärliche Nichtfunktionieren des Körpers, eine Chiffre des Traumatischen, ist schließlich mit dem Nichtfunktionieren des Technischen, dem Unfall, verwoben und deutet somit gleichzeitig auf die Begrenzungen von Medizin und Technik. In der Geste der Beherrschung des Globus, die an das wissenschaftliche Ausleuchten des Körpers gekoppelt wird, nistet gewissermaßen Jean Pauls Formulierung des

87 Vgl. S. Piesse: „Nerve Telegraphs“ in *Scientific American* (19. Nov. 1870), S. 329.

88 Vgl. Fischer-Homberger: „Die Büchse der Pandora“, S. 299–300.

89 John Munro: „At the Central Telegraph Station, St. Martin's-Le-Grand“ in *Time* 1 (Juli 1879), S. 485.